

Die Globalisierung, kulturelle Vielfalt und ich

Von Kathinka Dittrich van Weringh

Paprika aus Jugoslawien: das war eine Neuheit auf deutschen Mittagstischen in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts. Pizzas folgten aus Italien, Tapas aus Spanien, Fladenbrote aus der Türkei, Kiwis aus Australien, Wokgemüse aus China, Feinstbohnen aus Kenia, Kokosmilch aus Thailand, Sushi aus Japan, Plinis aus Russland und das Super-Beef aus Argentinien. Ganz zu schweigen von den Hamburgern aus den USA und auch von den endlosen Gewürzen aus aller Welt, die die deutsche Salz-Pfeffer-Essig-Öl Nachkriegsküche auf Trab brachten. Und zum Abschluss der sich leise aber stetig globalisierenden Mahlzeiten kein Jacobs-Krönungskaffee mehr, sondern ein Cappuccino mit belgischen Pralinen. Die Ingredienzien verkaufen - neben den Supermärkten - heute Ex-Jugoslawen, Italiener, Spanier, Türken, Kurden, Russen, Japaner, Chinesen. In Frankreich kommen Marokkaner, Algerier hinzu, in England Inder und Pakistani, in den Niederlanden Indonesier und Surinamer - aus ihren jeweiligen ehemaligen Kolonien. In den USA sind es die Lateinamerikaner, in Australien die Chinesen. Die Liste ließe sich endlos fortsetzen. Alle waren und sind auf der Suche nach Zuflucht und vor allem Wohlstand in den reicheren Gesellschaften dieser Erde.

Bunt ist in allen europäischen Ländern und nicht nur in diesen die Vielfalt nie gehörter Sprachen, selten gesehener Hauttöne, nie gelebter Sitten und Traditionen bis hin zur Kleidungsordnung, fremder Musik, andersartiger Kunst. Globalisierung, das ist hier kulturelle Vielfalt als Folge massiver Zuwanderung. Neu ist diese kulturelle Durchdringung nicht. Neu war sie nie, seit Menschen Handel treiben, Imperien entstehen und verfallen, Landesgrenzen neu gezogen werden, ärmere Gesellschaften am Wohlstand von reicheren teilnehmen wollen.

Und doch ist am heutigen Prozess der Globalisierung einiges radikal neu: Der Zusammenbruch der Sowjetunion 1991 veränderte die vertraute Ordnung der Welt von Grund auf. Bis dahin hatten sich die Nachkriegsnationen wie deren Bürger mehr oder minder bequem in zwei Lagern eingerichtet: in den kommunistischen „Ostblock“, beherrscht von der Sowjetunion, und in den kapitalistischen „Westblock“, beherrscht von den USA. Wer nicht gerade direkter Untertan eines Blockes war, gehörte zu den jeweiligen Interessenssphären. Das war die Zeit des sogenannten „Kalten Krieges“

zwischen zwei Weltmächten. Man wusste, wo man dran war, wo man hin gehörte, ob einem das nun gefiel oder nicht. Ab 1991 war das vorbei. Übrig blieb nur eine Supermacht: die USA.

Was bedeutete das Ende des sowjetischen Imperiums? Welche anderen wirtschaftlichen und informationstechnischen Entwicklungen hatten sich gleichzeitig angebahnt, die das Zusammenleben auf unserem Globus drastisch veränderten?

Erstens entstanden mit der Öffnung der Grenzen des „Ostblocks“ und der Erweiterung der Europäischen Union um acht ex-kommunistische europäische Länder im Jahr 2004 neue Märkte und neue Migrationsbewegungen. Wer hätte je gedacht, ohne Visum nach Estland reisen zu können, sorglos über die Prager Karlsbrücke zu schlendern, eine polnische Weihnachtsgans oder ungarischen Spargel zu kaufen, sich auf die Präzisionsarbeit polnischer Restaurateure verlassen zu können, slowakische, bulgarische, rumänische Haushaltshilfen engagieren zu dürfen und überall Russisch zu hören? Dieser erweiterte europäische Binnenmarkt schuf auch eine größere wirtschaftliche Konkurrenz, nebst der wachsenden internationalen. Was ist heute noch rein national? Wer kann wirtschaftlich nur noch auf dem nationalen Markt bestehen? Lufthansa? Nein, sie ist Teil der Star Alliance. Siemens? Nein, diese Firma geht mit einem Teil ihrer Produktion mit dem finnischen Nokia zusammen, von ihren außereuropäischen Investitionen ganz zu schweigen. Die spanische Flughafengesellschaft? Nein, sie hat die kanadische und die australische gekauft. Der Zeitungsmarkt im West-Balkan? Nein, er ist fest in schweizerischer und deutscher Hand. Und die deutsche National-Elf? Sie ist gerade mal für vier Wochen während der Fußballweltmeisterschaft „national“. Sonst spielen die Spieler in aller Herren Länder. Wie viele Brasilianer spielen in Brasilien? Wie viele Franzosen in Frankreich? Wie viele Afrikaner in der deutschen Bundesliga oder in der niederländischen Eredivision? Fußball der Spitzenklasse ist globalisiertes Geschäft, wie das von Allianz oder der Deutschen Bank oder vom Bertelsmann-Konzern, um nur einige Beispiele zu nennen.

Ein zweites wichtiges Element ist die Umwandlung der reicheren Länder von Produktions- und Industriegesellschaften in Dienstleistungsgesellschaften, die sich seit den 1970er Jahren langsam aber stetig vollzogen hat. Wer denkt heute noch an einen ständig qualmenden Ruhrpott? Wer an ehemals verfallene, heute blühende, da völlig umgewandelte Hafenstädte wie Glasgow, Turku, Rotterdam, Barcelona? Wo ist beispielsweise die deutsche Textilindustrie geblieben? Sie ist längst in chinesischer Hand, übrig ist nur der Vertrieb, sei es von Markenartikeln oder von den illegalen Imitationen derselben. Wo ist das höchste Bankgebäude der Welt? In Hongkong. Wo die größte Oper?

In Shanghai. Wie wird man heute am besten Milliardär? Nicht als Stahlfabrikant oder Schienenbauer, sondern besser als Dienstleister. Das beweist Bill Gates, der Gründer von Microsoft oder die Austüftler der weltweit verwendeten Internet-Suchmaschine Google. Diese Transformationen waren nicht schmerzfrei. Sie kosteten Arbeitsplätze, erforderten Umschulungen und wachsende Flexibilität. Aber das „Ich“ war in den reicheren kapitalistischen Ländern auf Wettbewerb angelegt, auf Eigeninitiative geschult und konnte sich mehr oder minder gut anpassen. Die Transformationen kamen nicht über Nacht wie in ex-kommunistischen und weniger reichen Ländern. Die Verflechtung mit internationalen Märkten verlief graduell. Die Öffnung des „Ostblocks“ beschleunigte diese Tendenz rapide.

Ein drittes wichtiges bisher nicht gekanntes Element in paralleler Ergänzung zu diesen politisch-wirtschaftlichen Prozessen war die Digitalisierung. Sie eröffnete ungeahnte Kommunikationsmöglichkeiten. Für ferngesteuerte Raketen, terroristische Konspirationen ebenso wie für Finanzflüsse, Absprachen, Verträge. Und auch für einen Gruß von Mehmed aus Köln an Ahmed in Istanbul, was – neben dem Satellitenfernsehen - das Zugehörigkeitsgefühl mit früher schwer erreichbaren Freunden und Verwandten in der alten Heimat verstärkt. Unbegrenzter Zugang zu virtuellen Informationen ist für Menschen aus reicheren Ländern und für die Eliten aus ärmeren gegeben. Wie die nie gekannte Informationsflut gelesen und interpretiert wird, ist ein ganz anderes Thema.

Globalisierung, das ist eben auch eine internationale Verflechtung von Märkten, Finanzen und Informationen zwischen immer komplexer werdenden Gesellschaften. Diese Art von Weltverflechtung mit neuen Abhängigkeiten und politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Folgen hat es so noch nie gegeben. Kein Nationalstaat ist mehr in der Lage, das Geschehen allein zu ordnen oder gar zu kontrollieren oder gar abseits zu stehen. Erstaunlich, dass Politiker dies noch immer ihren Wählern weismachen wollen. Gefragt sind grenzüberschreitend abgestimmte Integrationskonzepte zu Hause, nicht nur in Europa. Wir reichen Alten aus europäischen Industrie-, heute überwiegend Dienstleistungsgesellschaften brauchen Zuwanderung, das ist eine Binsenwahrheit. Da zeigt uns die USA, wie man es machen muss. Aber wir brauchen auch politisch-wirtschaftliche Allianzen auf der Basis kultureller Verständigung. Die Europäische Union wäre, wenn ernst genommen, dafür das fortschrittlichste Beispiel weltweit. Kein anderer Regionalverbund, sei es der südamerikanische „Mercosur“, die „Afrikanische Union“ oder die „Vereinigung süd-ostasiatischer Nationen“ (ASEAN) haben bislang diesen Integrationsgrad erreicht. Dennoch: Auch in der EU überwiegt im Zwei-

felsfall der traditionelle Nationalismus. Als beispielsweise Russland im Winter 2006 der aufmüpfigen Ukraine den Gashahn zudrehen wollte, wurde schlagartig klar, dass nur ein gesamteuropäisches Energiekonzept die Mitglieder der EU und ihre Bürger vor einem ähnlichen Schicksal bewahren wird. Noch aber haben die nationalen Regierungen trotz aufgeschreckter Gespräche weder den Mut noch die Kraft dazu. Und es sind die nationalen Regierungen, die entscheiden, nicht die oft zu Unrecht verteufelte EU. Das Gleiche trifft beispielsweise auf eine abgestimmte Asyl- und Migrationspolitik zu.

Und der Einzelne, der Bürger? Wie geht er mit diesen radikalen Globalisierungsveränderungen um? Das ist natürlich individuell verschieden und vom gesellschaftlichen Kontext abhängig. In den „westlichen“, reicheren Gesellschaften genießt man den erweiterten Mittagstisch, freut sich über endlose Reise- und Informationsmöglichkeiten, ist froh, dass andere für die Müllabfuhr sorgen, redet gerne mit dem türkischen Metzger, dem pakistanischen Zeitungsverkäufer. Aber unterschwellig sind oft Angst und Abwehrhaltungen zu spüren. Im Grunde reagieren wir wie unsere Politiker: Festhalten am Vertrauten, Bekannten, Eingegrenzten, Übersichtlichen. Nur all das gibt es in dieser „neuen Unübersichtlichkeit“, wie der deutsche Philosoph Habermas es knapp formulierte, nicht mehr. Also wird rebelliert aus Sorge um den Arbeitsplatz und aus Sorge vor kultureller Überfremdung. Die definiert man lieber nicht so genau, da man den „Anderen“ ja eigentlich nicht so gut kennt. Es ist mehr ein Gefühl der Ohnmacht, den eigenen Halt zu verlieren, die Dinge nicht mehr in vertraute Schemata einordnen zu können. Und dann soll man sich ständig auf Neues, Unbekanntes, lebenslanges Lernen einstellen. Und warum ist der traditionelle Arbeitsplatz unsicher, nicht so gut bezahlt und soll auch noch mobil werden? „Ich“ habe meine Freunde in Hamburg, also will ich nicht in München arbeiten. „Ich“ bin arbeitsloser Elektroingenieur, also werde ich nicht die Aufsicht über die Friedhofspflege übernehmen. „Ich“ aus Aachen würde ja gerne die Dachrinne in Belgien reparieren, aber da werden mir zu viele bürokratische Stolpersteine in den Weg gelegt (trotz neuer EU-Dienstleistungsrichtlinie). „Ich“, Arzt, Krankenschwester, Facharbeiter, habe genug, wandere jetzt aus Deutschland aus und mit mir 145.000 andere Deutsche und dreimal soviel „Ausländer“ im Jahr 2005. Klagen auf hohem Niveau, in einem der reichsten Länder dieser Erde. Bleibt die Kraft der längst globalisierten Jugend.

Wie lassen sich diese eher hilflosen als bösartigen Reaktionen jedenfalls zum Teil erklären? Wissen wir zu wenig von anderen Kulturen? Dass die Kultur, also der traditions- und wertebedingte Um-

gang miteinander in dieser neuen Unübersichtlichkeit eine entscheidende Rolle spielt, hat spätestens der Karikaturenstreit in Dänemark 2005/ 2006 klar bestätigt. Der Prophet Mohammed war in Karikaturen in einer dänischen Tageszeitung entwürdigend dargestellt worden. So sahen es jedenfalls islamische Zuwanderer in Dänemark. Empört reagierte bald die gesamte islamische Welt. Die Karikaturen hatte sie zwar nicht zu Gesicht bekommen, aber für die Verbreitung der erniedrigenden Nachricht hatte das Internet blitzschnell gesorgt. Handelsboykotte gegen dänische Milchprodukte folgten. Ganz Skandinavien geriet in den Sog. Und überhaupt der „Westen“! Eine schon länger glimmende Wertedebatte brach erhitzt los: Pressefreiheit gegen moralische Überzeugungen. Und die Kette riss nicht ab: Darf der neue polnische Präsident von einer deutschen Zeitung als griesgrämige Kartoffel dargestellt werden? Nein, sagte er und stellte Strafantrag gegen die TAZ. Darf überall am bayerischen Wegesrand ein Kreuz stehen, aber die türkische Lehrerin muss ihr Kopftuch ablegen? Nein, sagte ein Gericht (jedenfalls) in Baden-Württemberg. Sie kann ihr Kopftuch weiter tragen. Dürfen homosexuelle Ehen erlaubt werden? Ja, sagt das ehemals so katholische Spanien; nein, sagen die meisten Staaten der bibelfesten USA. Was also ist Beleidigung, warum, für wen?

Gibt es absolute Werte? Und lassen diese sich in unsere überaus vielfältige Welt exportieren wie Coca Cola oder Hamburger? Ja, glaubt unbeschwert die jetzige Supermacht, die amerikanische Regierung, wie auch ihre Vorgänger, die mit dem Thema nur etwas sensibler umgingen. Warum nur sind (einige) Europäer so museal, so langsam, so zögernd, zweifelnd, kompliziert? Wir sind doch der „Westen“, von uns kommen die universalen Menschenrechte.

Nur: der relativ geschlossene „Westen“ aus Zeiten des „Kalten Krieges“ besteht nicht mehr. Zwar herrscht Übereinstimmung, dass Rechtsstaatlichkeit, Demokratie und die Wahrung der Menschenrechte die Grundlage westlicher Gemeinschaften bilden, in deren Zentrum das Individuum, das „Ich“ gerückt ist. Aber die Praxis? Wo bleibt das Individuum im viel diskutierten amerikanischen Gefängnis Guantánamo? Wie steht es um die Todesstrafe, die in keinem der 25 EU-Mitgliedsländer mehr angewendet wird? Warum wird der „Patriot Act“ ständig verlängert, der amerikanischen Behörden im sogenannten Anti-Terrorismus-Krieg erlaubt, Telefone abzuhören oder die Daten von Entleihern in öffentlichen Bibliotheken anzufordern? Warum darf die Supermacht alle Passagierdaten auf US-Flügen anfordern, was auf umgekehrten Wege niemand tut (und jetzt auch vom obersten europäischen Gerichtshof als unzulässig erklärt wurde)? Und: Als die USA den Kreis der „Willigen“ zur Teilnahme am Irakkrieg aufforderte, haben ausgerechnet die Bürger der europäischen

Länder am wildesten protestiert, deren Regierungen eine Truppenbeteiligung zugesagt hatten: England, Spanien, Polen.

Zur europäischen Interpretation der sogenannten universellen Werte gehören geduldige multilaterale, nicht unilaterale Verhandlungen, sei es im Irak, in Afghanistan, im Iran, im Kongo, in Nahost, im Kosovo und wo immer morgen oder übermorgen alte/ neue Konflikte entstehen. Bevorzugt wird der Dialog, nicht Machtgebaren und Raketen. Mit letzteren lassen sich demokratische Systeme nicht auf traditionell völlig andere Herrschaftsformen einschließen. Und es gibt ganz andere politische Ordnungsformen, die auch ihr Bestandsrecht haben. Der „westliche“ Individualismus, das „ich“ ist nicht nur weiten Teilen Afrikas und islamischen Ländern fremd und suspekt, sondern selbst wirtschaftlich hoch entwickelten asiatischen Staaten, wie Japan, Singapur oder dem aufstrebenden China. Dort ist eher in verschiedenartigster Form das Kollektiv, die Gemeinschaft, das Gemeinwohl gefragt. Beispielsweise gibt es im Japanischen kein Wort für „ich“. Und im Russischen heißt es nicht, „ich“ habe ein Haus, sondern viel unpersönlicher „mir“ ist ein Haus - mit allen Folgeerscheinungen im politischen, wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen Umgang miteinander.

Das wachsende Unbehagen weltweit am aggressiv wirkenden American way of life hat auch mit der kulturellen amerikanischen Dominanz zu tun. Vergessen wird dabei die amerikanische Flexibilität und der ungebrochene Innovationsgeist. „Wir holen die Besten nicht aus Texas, sondern aus aller Welt. Könnt Ihr doch auch! Macht's doch, Ihr Reichen, Ihr, die Ihr Euch das leisten könnt in Europa, Japan, Singapur, Taiwan, Hongkong, Südkorea ... und bald wohl China und Indien!“, sagen sie nicht ganz zu Unrecht. „Und die vielen Ärmeren?“ - „Na, da reden wir später drüber.“ Fakt ist, dass der Welthandel mit kulturellen Gütern, also Büchern, Filmen, musikalischen Produkten oder Designartikeln klar in anglo-amerikanischer Hand ist. Im filmischen Bereich, TV inklusive, haben die USA 76% Weltmarktanteile, die europäischen Länder 22%. Beim Export von Kulturgütern aller Art schafft es Afrika gerade mal auf 1%, was auf eine sehr hohe Importquote schließen lässt. Diese Art der kulturellen Überfremdung, zusätzlich zu der noch nicht verkrafteten heimischen multikulturellen Überfremdung (und das keineswegs nur in Europa) wird vielerorts als Bedrohung empfunden. Das „alte“ Europa hat dafür mehr Förderungsstrategien und Schutzmaßnahmen entwickelt, als das „neue“ oder als Schwellen- und Entwicklungsländer. So ungemein verschieden diese Gesellschaften auch sind, überall klingt das gleiche Motto durch: Wahrung der kulturellen Vielfalt, der verschiedenen Traditionen, des kulturellen Erbes, der heutigen künstlerischen Ausdrucksformen.

Alle europäischen Länder subventionieren, nein, investieren in Kultur und Künste, fördern also die Schöpfer kultureller Produkte, ohne die es die rapide wachsenden Kulturindustrien nicht gäbe. Alle alten EU-Mitglieder erheben eine reduzierte Mehrwertsteuer auf kulturelle Produkte: auf Bücher, CDs, Videos, Filme. So wird man in Deutschland ab dem 1. Januar 2007 19% Mehrwertsteuer auf eine Flasche Rotwein bezahlen müssen, aber weiterhin nur 7% auf ein Buch, eine CD. Das prozentuale Verhältnis ist in anderen alt-europäischen Ländern anders, aber das Prinzip ist das gleiche. Oder: ein fester Buchpreis ist (noch) überall garantiert, um Dumpingpreise für Bestseller zu verhindern, eine Vielzahl an Titeln weiterhin zu ermöglichen und auch den Buchhändler um die Ecke am Leben zu erhalten. Kleinere Sprachen werden gefördert mit dem Ergebnis, dass beispielsweise Spanien nicht mehr nur eine offizielle Sprache hat, sondern vier: spanisch, katalanisch, galizisch, baskisch. Viele Länder haben ihren Radio und TV-Sendern Quoten auferlegt: Ihr bringt so und soviel aus einheimischer Produktion oder die Lizenz ist weg. Führend ist da Frankreich, aber selbst die kleine neutrale Schweiz mischt genauso mit, und sogar die wettbewerbsbegeisterte Europäische Union nickte in Richtung kulturelle Vielfalt ab. Kulturelle Vielstimmigkeit geht vor kulturellem Einheitsbrei, das ist die sehr entschlossene Botschaft aller Europäer. Wie dabei das digitale Copyright-Problem zu lösen ist, ist noch eine andere ungelöste Frage.

Ob all diese Förderungs- und Schutzmaßnahmen dem heutigen grenzenlosen Welthandel angemessen sind oder nicht, wird ständig heftig debattiert. Nein, sagen die Amerikaner, das ist eine Verzerrung des globalen Wettbewerbes. Deshalb haben sie auch als einzige Nation, neben Israel, die UNESCO-„Deklaration für kulturelle Vielfalt“ im November 2005 nicht unterzeichnet. Deshalb drängen sie auch bei den Verhandlungen der Welthandelsorganisation (WTO), auf die sich seit 1995 insgesamt 149 Staaten verpflichtet haben, auf eine Liberalisierung der Märkte, auch für kulturelle Güter. Also: keine Subventionen und keine Schutzmaßnahmen. Ja, sagen die Europäer und verweisen darauf, dass ein kulturelles Gut, beispielsweise ein Buch, oder eine kulturelle Dienstleistung, beispielsweise ein Ballett, nicht nur kommerziellen sondern auch geistig/ kreativen Charakter hat. Und letzteren gilt es zu schützen, weltweit, zur Erhaltung der kulturellen Vielfalt. Kulturelle Güter haben einen anderen Charakter als Pepsi oder ein Hot dog. Das hat selbst der jeweilige EU-Kommissar für Wettbewerb zähneknirschend eingesehen.

Für die an Westeuropa angrenzenden, ehemaligen sozialistischen Staaten sind die Zwänge der Globalisierung schwerer zu verkraften. Man erinnere sich: sie waren Satellitenstaaten eines kommunistischen

tischen Imperiums, in dem jede Lebensäußerung von Staats wegen organisiert, durchgeführt und kontrolliert wurde. Auch die Aufteilung der Märkte. Beispielsweise lieferte die ehemalige DDR aus volkseigenen Betrieben (VEB) Eisenbahnwaggons in die Sowjetunion. Dafür bekam sie andere Güter. Naturalwirtschaft nennt man das. Wer einmal in einem solchen Zug von Peking nach Moskau gefahren ist, weiß, dass dieses „Produkt“ keineswegs auf der Höhe der Zeit war, milde ausgedrückt. Begriffe wie Eigeninitiative, Wettbewerb, Werbung, Privatbanken, Versicherungen, also Dienstleistungen waren schlicht unbekannt. Geld hatte keinen Stellenwert. Dem System nicht konforme künstlerische Äußerungen wurden gebrandmarkt. Dagegen wurde die Ausbildung von Experten auf allen Gebieten aber sehr stark gefördert. Individualismus war verdächtig. Diesem System, in dem sich die Masse „unten“ irgendwie arrangierte, und sich mit „denen da oben“ abfand, wurde über Nacht die Geschäftsgrundlage entzogen. Keine staatliche all-round-Versorgung mehr bei friedfertigem Verhalten. Nein: ergreift Initiative, lernt Demokratie, sorgt für Euch selbst. Eine doppelte Herausforderung also: stellt Euch auf ein total neues System, das demokratisch-kapitalistische, ein und begreift die bereits angelegte Globalisierung und Digitalisierung.

Kein Wunder, dass der Weg dieser Länder zu blühenden Landschaften in einer globalisierten Welt steinig ist: Die abgestimmten innersowjetischen Märkte brachen ein und auf internationalen Märkten waren viele Produkte nicht konkurrenzfähig, weder im Inhalt und schon gar nicht in der Verpackung. Veraltete Industrieanlagen verrotteten, das verbrieftete „Recht“ auf Arbeit verschwand. „Arbeitslose“, ganz etwas Neues, gab es plötzlich. Der Exodus vieler hochqualifizierter Experten begann. Allein aus Polen sind seit dem EU-Beitritt 2004 mehr als zwei Millionen Menschen ausgewandert. Die Sozialsysteme, v.a. das Rentensystem, brachen zusammen. Demokratische Strukturen mussten erst aufgebaut werden. Freiheit musste und muss nicht nur als Cowboy-Kapitalismus und Selbstbedienungsladen gesehen werden. Alles sagen und publizieren, was ich denke und will? Jedes Geschäft unter gleich welchen Bedingungen eingehen? Schwer zu lernen, wo die Grenzen zwischen Freiheit und Verantwortung liegen. Dafür hatten wir in Westeuropa knapp 50 Nachkriegsjahre Zeit. Vergessen wir das nicht. Kultur und Künste verloren ihren Stellenwert, sei es als Sekundanten der ehemals herrschenden Ideologie, sei es als oppositionelle Kräfte. Geld bekam Stellenwert. Nicht Arbeiter und Bauern waren mehr gefragt, sondern Dienstleister. Westliche Banken, Versicherungen, Medienkonzerne, Supermärkte, Restaurantketten, Hotels, Designerboutiquen hielten ihren Einzug. Westliche Waren, nicht nur Autos, hatten Hochkultur, Salzgurken verschwanden aus DDR-Regalen und eingelegte Pilze aus den russischen. Doch nach dem ersten lähmenden Schock bei gleichzeiti-

gem West-Rausch und ständig wechselnden, nicht immer korruptionsfreien Regierungen kam die Besinnung auf das Eigene: die eigenen Waren ebenso wie die eigene verschüttete Geschichte und Kultur.

Dieser „endlich-sind-wir-frei-und-selbständig-Prozess“ war und ist nicht ohne nationalistische Töne. Dies mag zwar in Zeiten der Globalisierung anachronistisch wirken, ist aber psychologisch sehr verständlich. So tut sich Lettland schwer mit der sehr großen russischen Minderheit, die dort auch nicht freiwillig ist. Lettisch sprechen oder kein Zugang zu öffentlichen Ämtern und das sofort, hieß die lettische Regierungsdevise. Unter dem Druck der EU wird diese radikale Sprachenpolitik jetzt etwas gemäßigter behandelt. Oder: In Bulgarien, das über Thraker, Griechen, Römer, Goten, Osmanen kaum kulturell durchmischer sein könnte, wo Bulgaren, Griechen, Türken, Mazedonier, Albanier ein relativ friedliches Zusammenleben praktizieren, führen die Roma ein elendiges Leben in total verwahrlosten Ghettos. Das ist auch ein Thema bei den EU-Beitrittsverhandlungen. Oder: In Polen findet der erzkonservative katholisch-nationalistische Radiosender „Radio Maria“ großen Anklang bei den breiten Massen, was es den angegriffenen Minderheiten wie Deutschen, Juden, Ukrainern nicht gerade leichter macht. Dass der heutige konservative Bildungsminister „patriotische Erziehung“ als Schulfach einführen will, stößt dann aber doch auf Protest von Schülern, Studenten und Intellektuellen und selbst die katholische Kirche ist nur eingeschränkt begeistert.

Noch schützen die acht neuen EU-Mitglieder sowjetischer Provenienz und die drei neuen Beitrittskandidaten Kroatien, Rumänien und Bulgarien, ihre Kulturgüter nicht vor globalisierenden Einflüssen. Nirgends existiert ein fester Buchpreis oder eine reduzierte Mehrwertsteuer auf kulturelle Güter. Noch ist das Liberalisierungstrauma, z.T. von außen aufgezwungen, vorherrschend. Aber entsprechende Überlegungen sind im Gange. Noch herrscht im Dialog mit anderen Kulturen das Präsentationsmodell: „Wir zeigen Euch, vor allem im alten Europa, über Kulturwochen, wer wir sind, wie europäisch wir immer waren. Ihr habt von uns ja keine Ahnung. Nennt uns doch nicht ständig das „neue“ Europa.“ Da ist was dran.

Und bleiben wir ehrlich: Hier handelt es sich nicht um ein zentraleuropäisches Phänomen von kommunistischen Ex-Diktaturen, das um viele Beispiele aus Ex-Jugoslawien erweitert werden könnte. Wie hat denn das kapitalistische Katalonien nach dem Tod des spanischen Diktators Franco 1975 reagiert? Psychologisch gesehen nicht viel anders. Vieles wurde und wird katalanisert: Die Ausbildung in Kindergärten und Grundschulen, die Straßennamen, die Amtssprache: alles heute auf

Katalanisch. Spanisch ist zugelassene erste Fremdsprache. Wer beispielsweise heute in eine katalanische Universität will, muss ein Examen in katalanischer Sprache bestehen. Und war nicht Katalonien ein Präsentationsthema der Frankfurter Buchmesse? Und wie gehen die Katholiken und Protestanten nach vierhundertjährigem Kampf in Irland heute nach wie vor miteinander um? Nicht gerade zartbesaitet. Und hat uns die deutsche Föderalismusreform weltoffener gemacht oder spießiger?

Trotz allem: Die ex-sowjetischen „neuen“ EU-Länder versuchen sich energisch der doppelten Herausforderung zu stellen. Das ist ein generationsbedingter Prozess. Prozesse brauchen Zeit. Der Wandel von Agrar- und Industriegesellschaften in heutige Dienstleistungsgesellschaften bzw. in deren Mischformen ist spürbar sichtbar. Heute gibt es überall einen zu umwerbenden „Kunden“. Mobiltelefone und Internet sind selbstverständlich, wie auch internationale Absprachen. Überall rührt sich Eigeninitiative, der Tourismus boomt. Wer würde nicht lieber in ein kleines schmuckes Privathotel gehen, anstatt in ein schlecht renoviertes Mammut-Hotel Sovjet-style? Ehemals graue Städte, Dörfer blühen heute wieder in neuem Glanz. Man mache nur einmal eine Reise durch Niederschlesien oder strebe zum litauischen Nida, wo Thomas Mann seinen Sommersitz hatte, oder schaue sich in den albanischen Kurorten um. Nur hat alles seinen Preis. Wer heute etwas Geld hat, aber das hat in jenen Ländern nicht jeder, vor allem nicht Rentner, Akademiker, Künstler, der noch schwache Mittelstand, der kann alles kaufen, was die Welt zu bieten hat. So groß war die Vielfalt noch nie und auch die Verunsicherung. Aber die Jüngeren rücken unbeschwert und tatkräftig nach: „Stalin, wer war das noch? Hab’ in der Geschichtsstunde nicht aufgepasst. Meine Eltern reden öfter von dem, war wohl ein mieser Typ, aber ich fahr’ jetzt erst mal nach Wien und vielleicht weiter in die USA.“ Politisch versucht man sich zwischen Washington und Moskau einzupendeln. Die EU ist akzeptiert, wenn sie denn kein neuer Block ist. Von Blöcken hat man genug. Ein Blick auf das aufstrebende China wird auch gewagt.

Als Fazit bleibt: Im „neuen“ Europa wurde sehr viel geschafft, in sehr kurzer Zeit und mit weitaus weniger Lamento als bei den „alten“ Europäern.

Die westlichen Balkanländer Serbien, Montenegro, Bosnien-Herzegowina, Mazedonien, Kosovo, Albanien werden noch länger zu kämpfen haben und brauchen auch im Interesse Gesamteuropas gezielte Unterstützung und vor allem kulturelle Anerkennung, so diskutabel ihre (Kultur-)Politiken, auch sein mögen. Wer sich kulturell gedemütigt in seinem Eigenwert nicht anerkannt fühlt, ist ein

schlechter, ja gefährlicher Partner in der globalisierten Welt. Verletzt schlägt er blind zurück, wofür uns die täglichen Nachrichten ja weltweit genügend Beispiele liefern.

In den östlichen, auch von je her multikulturellen Republiken der ehemaligen Sowjetunion (Kasachstan, Kirgisistan, Tadschikistan, Usbekistan, Turkmenistan) hat die Globalisierung andere Formen angenommen. Zwar gehören sie noch zu der von Russland geführten Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS), dem Nachfolgegebilde der ehemaligen Sowjetunion, dem auch die Ukraine, Weißrussland und Georgien angehören. Sie pendeln sich aber heute zwischen China und Russland ein. Die potenteren flirteten auch mit Europa und den USA. Das Motto lautet: Wir tauschen Rohstoffe, vor allem Gas, Erdöl und Metalle gegen Konsumartikel. Von einer Vielfalt an Waren oder einer Vielfalt an Meinungsäußerungen kann keine Rede sein. Für diese autokratischen Systeme haben Demokratisierung und Marktliberalisierung keine Priorität. Der ein oder andere McDonald oder amerikanische Film spielen keine prägende Rolle. Wieweit sich der amerikanische Einfluss abschwächen wird ist eine offene Frage. Die amerikanische Militärbasis in Usbekistan ist schon geräumt. Wann wird die in Kirgisistan folgen? Natürlich will man sich Türen offen lassen. So hat das reichere Kasachstan ein paar Soldaten in den Irak geschickt, zur Unterstützung der amerikanischen Regierung. Und man liebäugelt relativ konkret mit einer Pipeline an Russland vorbei vom Kaspischen Meer bis nach Wien. Auch der europäische Markt könnte ja noch interessanter werden. Globalisierung heißt hier internationale Mit-Marktbeherrschung mit *einem* Rohstoff, um den einzelnen Menschen geht es nicht.

Überhaupt tun sich - von China und Indien einmal abgesehen – Schwellen- und Entwicklungsländer schwer, mit den rasanten globalen Veränderungen Schritt zu halten. Drastischer ausgedrückt: sie sind oft die eigentlichen Verlierer, vor allem Afrika südlich der Sahara. Wer einmal durch den riesigen Markt in Kinshasa gelaufen ist, erkennt einen Teil des Dilemmas: Da entdeckt man zwischen einheimischen Früchten oder Fleischsorten, wie Krokodilfleisch und Engerlingen, proper verpackte EU-Hühnchen. Diese sind dank Subventionen billiger als die einheimischen Hühnchen. Hatte die Weltgemeinschaft nicht verkündet, sie wolle einheimische Strukturen fördern? Nicht ohne Grund wehren sich diese Länder, angeführt vom relativ aufstrebenden Brasilien, gegen ungleiche Weltmarktgesetze in den WTO-Verhandlungen. Schafft die Einfuhrzölle auf unsere Agrarprodukte ab und die Subventionen auf Eure, fordern sie von den reicheren Ländern, sonst behalten wir unsere Zölle auf Eure Industrieprodukte. Mal wieder haben die Verhandlungen nichts gebracht. Noch ha-

ben diese Länder wenig Chancen, am komplexen, vernetzten Weltmarkt teilzunehmen. Noch ist es für sie schwer, ihre kulturelle Vielfalt mit B-Movies aus Hollywood in Balance zu bringen. Daran ändern auch die Entwicklungshelfer aus aller Herren Länder nichts. Untereinander koordiniert sind sie sowieso nicht. Auf Weltebene schon gar nicht, aber auch nicht auf EU-Ebene. Seit Jahren diskutieren die Entwicklungsdienste die Bedeutung der kulturellen Komponente in ihrer Arbeit. Das Bewusstsein ist da, dass man politisch/ wirtschaftlich ungleichartig aber menschlich/ kulturell gleichwertig sein kann. Nur: wo bleiben die Ergebnisse? Die oft extreme Armut, Bürgerkriege, Vertreibungen und Korruption erlauben nur wenigen den Zugang zur internationalen Kommunikation. Wer noch nie von einem Telefon gehört hat, was soll der mit einem Computer? Und wenn er einen hat, wie soll er dann die vielen kostenpflichtigen Informationen bezahlen, etwa medizinische Fachzeitschriften? Und gerade die wären wichtig.

Noch immer wirkt darüber hinaus das Trauma der Kolonialzeit. Damals wurden quer durch alle Stammesgrenzen hindurch am Reißbrett Staaten geschaffen und von der jeweiligen Kolonialmacht beherrscht. Man werfe nur einen Blick auf die Demokratische Republik Kongo (was immer an dieser demokratisch sein mag): Sie ist eines der ärmsten Länder dieser Erde, so groß wie Westeuropa, mit 55 Millionen Einwohnern, 300 ethnischen Gruppen, mehr als 200 Sprachen und mit entsprechenden Dauerkonflikten. Militärisch ist der Kongo abhängig von den Vereinten Nationen, wirtschaftlich ist er gar nicht in der Lage, seine Metalle und Edelhölzer selbst gewinnbringend zu vermarkten. Das besorgen internationale Multis. Wen interessieren da demokratische Wahlen? Wie soll der Kongo in Zeiten der Globalisierung eine gleichwertige Stimme in der Vielfalt der Kulturen der Welt haben?

Im kleineren, relativ stabilen Ghana mit „nur“ 53 Landessprachen hat man sich auf die Herausforderungen der Globalisierung schon besser eingestellt. Gewählte demokratische Strukturen werden akzeptiert. Aber die traditionellen Herrschaftsstrukturen sind noch äußerst lebendig. Wer einmal miterlebt hat, wie der gerade neu gewählte Ministerpräsident dem in der Verfassung nicht erwähnten König und seinen Fürsten einen Antrittsbesuch abstattet, und nicht umgekehrt, spürt wie traditionelles Denken mit demokratischen Importstrukturen in eine Balance zu kommen versuchen. Der König und seine Fürsten werden nicht bezahlt. Das „Volk“ unterhält sie mit reichen Gaben, Liebe und Zuwendung. Dafür stehen König und Fürsten mit Rat und Tat zur Verfügung. Und die in Oxford ausgebildete Elite, wenn sie denn ins Land zurückgekehrt ist? Diese brillanten Experten klei-

den sich mal in lokaler Tracht, mal in Stammestracht, mal im westlichen Anzug, wie es das Gegenüber und die Sitten gerade erfordern. Sie changieren zwischen Tradition und westlichem Anspruch.

Ghana und viele andere hybride afrikanische Gesellschaften beginnen das „Eigene“ zu definieren, so schwer das auch ist. Neben der Lingua franca, meist Englisch oder Französisch, pflegen sie in Schulen und Universitäten ihre vielen eigenen Sprachen. Sie versuchen, ihre Radio- und TV-Stationen zu entamerikanisieren. Das Verhältnis zu den ehemaligen Mutterländern wird lockerer, man orientiert sich in der Welt. Beispielsweise liefert der ehemals französische Sudan gerne Erdöl an das energiehungrige China im Austausch für den Ausbau seines Straßennetzes. Das tut er umso lieber, weil damit keine Bedingungen verbunden sind, wie: „Wir bauen nur, wenn Ihr Euch an Demokratie und Menschenrechte haltet.“

Auch die südamerikanischen, sehr unterschiedlichen kulturellen Misch-Länder schwanken auf weit höherem Niveau zwischen Stabilisierung, Schutz des Eigenen und den Herausforderungen der Globalisierung. Vor zwanzig Jahren waren sie meist noch Rechtsdiktaturen und gehörten unisono zur US-Interessenssphäre, einer Unterabteilung des „Westblocks“ sozusagen. Bei Kuba mit Fidel Castro hat die amerikanische Strategie nicht ganz geklappt. Die heute frei gewählten, meist links gerichteten und damit USA-kritischen Regierungen versprechen ihren Bevölkerungen viel: mehr Partizipation, mehr Rechte für die Urbewohner (soweit noch vorhanden) gegenüber den weißen Ultrareichen oft spanischer, portugiesischer, italienischer Herkunft. „Wir wollen, dass unsere Souveränität geachtet wird, wir sind seit zwei Jahrhunderten keine Kolonien mehr, und wollen auch künftig keine sein“, verkündete der brasilianische Präsident Lula unlängst. Das wird nicht leicht werden, denn die Abhängigkeit von den USA aber auch von früheren Kolonialmächten ist weiterhin klar gegeben. So ist die argentinische Telefongesellschaft voll in spanischer Hand und die brasilianische teilen sie sich mit den Portugiesen. Ob die Re-Verstaatlichung bestimmter Industrien hilft, wie der Energiesektor in Bolivien im Frühjahr 2006, bleibt abzuwarten. Das schnelle Glück, das die USA und die Weltbank bei einer Liberalisierung der Märkte versprochen, ist jedenfalls nicht eingetreten. Der staatstragende und kauffähige Mittelstand veramte vielerorts. Der Mercosur, ein Zusammenschluss zwischen den recht ungleichen Partnern Argentinien, Paraguay, Uruguay, Brasilien und seit kurzem auch Venezuela und dem Rest von Lateinamerika als assoziierte Partner, kommt nicht recht voran. Zu groß sind die nationalen Eigeninteressen und das jeweilige Überlegenheitsgefühl, wie überall auf der Welt. Beispielsweise zählen Bolivianer in Argentinien nichts, außer als Hausangestellte. Die

führen dann in den Nobelvierteln von Buenos Aires die Windhunde der Reichen Gassi, jeweils vier bis sechs an der Zahl. Ähnlich geht es den Philippinen in den aufstrebenden asiatischen Staaten. Aber haben nicht auch einmal die Preußen auf Bayern herabgeblickt, die Norditaliener auf Sizilien, die Spanier auf Portugal? Und tun sie dies insgeheim nicht immer noch?

Kulturell beherrschen die Amerikaner vor allem die Medienlandschaft, aber auch die Spanier und Portugiesen sind stark auf dem Buchmarkt. Da steht man dann vor dem Schaufenster eines argentinischen oder chilenischen Buchgeschäftes, nur in Großstädten natürlich, und fragt sich, wer all die sündhaft teuren aus Spanien importierten Bücher, Schulbücher inklusive, bezahlen soll. Mit welchen Mitteln können die Menschen in diesen hochkultivierten Ländern aufwachsen? Dennoch: In einer enormen Kraftanstrengung hat Argentinien bis ins letzte Andendorf hinein ein funktionierendes Schulsystem eingeführt. Reist man durch diese nimmerendenden Weiten mit immer weniger Einwohnern je höher man kommt und je dünner die Luft wird, stößt man doch noch auf eine Schule. Oder: Chile hat seine vielfältigsten kulturellen Institutionen und Initiativen selbst in den unwirtlichsten Gegenden kartographisch erfasst und aktualisiert diese Bestandsaufnahme auch. Nur so kann es seinen kulturellen Reichtum erkennen, bewahren und fördern. Oder: La Paz, die Hauptstadt Boliviens, hat seine reichen Kolonialmuseen wissenschaftlich mit ausländischen vernetzt, um die eigene Geschichte aufarbeiten zu können. Ja, dieses sehr arme Indio-Land hat sogar eine bescheidene Kulturindustrie in Gang gesetzt.

Selbst in diesen Schwellen- und Entwicklungsländern wird die Vielfalt an Kulturen und Sprachen durch die Globalisierung sicherlich nicht zu einem kulturellen Einheitsbrei verschmelzen. Auch hartgesottene, pur wirtschaftlich denkende Global players sagen ihren Leuten: „Passt Euch den jeweiligen Gegebenheiten und den jeweiligen kulturellen Verhaltensformen an, interessiert Euch für ‚die Anderen‘. Sonst produziert Ihr nichts und verkauft auch nichts. Basta.“ Dass die Welt heute „ein großes Dorf“ geworden sein soll, ist eine erstaunliche, viel gehörte Behauptung. In einem Dorf weiß man sehr wohl, wer der Andere ist, wie er denkt, wie er spricht, was er erwartet. Das erfassen wir mit unser aller Kitchen-English in der Welt nicht. Was meint „der Andere“ wirklich? Was lässt er unausgesprochen? Was setzt er an kultureller Kenntnis stillschweigend voraus? Was tut man, was nicht? Ergebnis: Missverständnisse über Missverständnisse!

Es genügt eben nicht, sich an eine globalisierte Mittagstafel zu setzen, auf die russischen Plinis noch etwas Kaviar zu geben, zu den japanischen Sushis Reiswein zu trinken und den Salat mit So-

jasauce und dem Saft von Granatäpfeln abzuschmecken. Das ist zwar schön, wenn man sich das leisten kann, wird die Missverständnisse aber nicht mildern, geschweige denn beseitigen.

Wie wäre es als erster kleiner Schritt gegenüber einem Türken das türkische Fladenbrot als besonders schmackhaft zu loben, gegenüber einem Griechen die besondere Qualität von Anis, gegenüber einem Ukrainer oder Georgier den unnachahmlichen Geschmack eingelegten Gemüses, gegenüber einem Russen das spezielle Aroma von Salzgurken? Wie wäre es, im Urlaub in Katalonien nicht Bratkartoffeln sondern pan con tomate zu bestellen, im islamischen, alkoholfreien Indonesien nicht auf Bier zu bestehen, sondern auf einem der köstlichen einheimischen Säfte? Wie wäre es also, schlicht Neugier auf „das Andere“ und „den Anderen“ zu zeigen, beginnend mit den simplen Mahlzeiten. Wie wäre es, einem Japaner bei der Begrüßung nicht küssend um den Hals zu fallen, sondern sich nach Landessitte zu verbeugen? Wie wäre es, sich in Syrien einen langen Rock anzuziehen und nicht im Mini-Look daher zu kommen? Wie wäre es, sich mit iranischer Musik, lateinamerikanischer Literatur, mit Skulpturen aus dem afrikanischen Benin auseinander zu setzen, um jedenfalls einen Blick hinter das Sichtbare, das Äußerliche werfen zu können? Wie wäre es also zu signalisieren, dass „der Andere“ zwar nicht gleichartig, wohl aber gleichwertig ist - dass niemand im Besitz einer einzigen Wahrheit ist? Zugegebenermaßen ist das mühsam und man wird weiterhin in viele verborgene Fettnäpfchen hineintrampeln. Den Versuch ist es aber wert. Er ist würdiger und billiger als Kriege.

Dr. Kathinka Dittrich van Weringh war nach dem Studium der Geschichte, Politischen Wissenschaften und Anglistik in verschiedenen Funktionen beim Goethe-Institut tätig: in Barcelona, New York, in Amsterdam, in der Zentrale in München und zuletzt als Gründungsleiterin in Moskau. Von 1994-1998 war sie Kulturdezernentin der Stadt Köln. Seitdem arbeitet sie freiberuflich im Kulturbereich. 2003 übernahm sie den Vorsitz der Europäischen Kulturstiftung mit Sitz in Amsterdam. Sie publizierte vor allem in den Bereichen Film, Verlagswesen, Museen, öffentliche Bibliotheken, deutsche und europäische Kulturpolitik.